

Die Gegenwartsforderung an die arbeitenden Frauen

Autor(en): **Finck, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfiicht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **5 (1910)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-350106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

29.

opl. K
Januar 1910.

Zit. Schweiz. Landesbibliothek Bern.

Die Vorkämpferin

Offizielles Organ des Schweiz. Arbeiterinnenverbandes, vertritt die Interessen aller arbeitenden Frauen

Für die kommende Nummer bestimmte Korrespondenzen sind jeweils bis zum 20ten jeden Monats zu richten an die Redaktion: Frau Marie Walter, Winterthur Stadthausstrasse 14.

Erscheint am 1. jeden Monats.
Einzelaabonnements-Preis: Inland Fr. 1.— per Ausland „ 1.50 } Jahr
Paletpreis b. 20 Nummern an: 5 Ets. pro Nummer.
(Im Einzelverkauf kostet die Nummer 10 Ets.)

Inserate und Abonnementsbestellungen an die Administration:
Buchdruckerei Conzett & Cie., Zürich

Die Gegenwartsforderungen an die arbeitenden Frauen.

Unsere „Vorkämpferin“.

Wir stehen am Anfang eines neuen Jahres, wir Schweizer Arbeiterinnen. Unsere bisherigen Taten sind klein, fast beschämend klein, wenn wir hinüberschauen zu den rührigen deutschen und österreichischen Schwestern. Drum ihnen nach! Alle unsere Kräfte eingesetzt und auch wir werden wachsen, wachsen nach außen an Zahl und Ansehen, wachsen nach innen, uns geistig vertiefend, die Schätze unserer Begeisterungsfähigen Seelen und Herzen mehrend zum Wohle unserer Familien, unserer Kinder, zum Wohle des Landes, zum Wohle Aller.

Wir sind noch schwach und klein und doch ist auch uns eine Waffe in die Hand gegeben, ein zweischneidiges Schwert, — das wir nur richtig zu führen brauchen. In unserem heute noch unscheinbaren Presseorgan, unserer „Vorkämpferin“ lebt uns eine streitbare Heldin, die allen arbeitenden Frauen als hilfreiche Freundin zur Seite treten möchte. Noch kennt ihr, Proletarierinnen, nicht die Macht, nicht die Gewalt, die euch dereinst in ihr erstehen wird! Noch achtet ihr sie gering und ahnet nicht die Zukunftsbedeutung dieser eurer Zeitung, der heute noch kaum den Kinderschuhen entwachsenen „Vorkämpferin“.

Unsere nächste Aufgabe.

Taten, Werke reifen nicht in Augenblicken. Aus kleinen Anfängen, aus Einzelgedanken fügen sich die vernünftigen sieghaften Ideen zusammen. Ihr alle, ihr arbeitenden Frauen und Mädchen, ihr seid die Trägerinnen, ihr seid die Schöpferinnen der Gedanken- und Geistesarbeit, welche eure „Vorkämpferin“ vollbringen soll. Es denke darum eine jede von euch nicht gering von sich! Aus euren verblühten, durch die harte Fabrikfron ausgebeuteten Leibern klagt laut und eindringlich eure schonungslos zertretene Schönheit! Aus euren leicht entflammaren, haßglühenden Herzen dringen die Seufzer hungriger ungestillter Liebes- und Lebenssehnsucht! Alle diese schmerzlichen, im dröhnenden Weltgeräusch ersticken Klagegeufzer fließen zusammen in ein Lied der Wehmut, in ein unendlich Lied des Leides — — —

Genossin! Arbeitsschwester! Dein zuckender Mund, deine bebenden Lippen erzählen nicht nur

von deinen Schmerzen! Gleich dir leiden Heerscharen von jungen und alten Frauentwesem, zur Erde niedergebeugt von der eisernen Faust des gold- und heutigetierigen Kapitals. Euch allen ruft die „Vorkämpferin“ zu: Auf, mir nach! Einzeln, wehrlos, ohnmächtig, werdet ihr vereint stark und groß sein! Richtet die am Boden liegenden auf, reicht ihnen die Hand, auf daß hundert und aberhundert Hände sich fest zusammenschlingen zur machtvollen Kette, die allen feindlichen Anstürmen trotzen und euch dereinst der Freiheit entgegenführen wird!

Eine jede werde zur opfertätigen Agitatorin!

Wenn eure „Vorkämpferin“ für euch mit Erfolg hinaustreten soll in den Daseinskampf, muß ihr eine erprobte zuverlässige Gefolgschaft beigelegt sein. Noch sind die Kampfesmutigen, die Kampfesfrohen eine kleine Schar, ein schwaches Häuflein. Wenn aber eine jede aus diesem Häuflein zu wackerer Werbearbeit herantreten wollte, wären wir in kurzer Spanne Zeit nicht mehr die unbedeutende Kraft, die wir heute sind. Was wollen wir noch lange zaudern?

Seht ihr nicht, wie mit jedem Tag immer mehr Arbeitsmütter von ihren hilfsbedürftigen Kleinen hinweg in die Fabriken hineingedrängt werden, Mütter, die ihre Kinder nicht darben, nicht hungern sehen können? Nur eine Mutter weiß, wie tief der Mutter Liebe, zu welch großen Opfern sie fähig ist! Und wer sorgt in Mutters Abwesenheit für die liebe- und schutzbedürftigen Kinder? Etwa der freigebige Staat? Wohl gibt er jährlich mehr als 40 Millionen Franken nur allein für Militärzwecke aus und von Jahr zu Jahr steigern sich diese Ausgaben noch um viele Millionen. Wir Frauen verstehen ja allerdings nicht viel vom Kriegshandwerk; wir arbeitenden Frauen verabscheuen es aus tiefster Seele. Aber gewiß eine jede von uns hat schon eifrig Hand angelegt, wenn es galt, Uniform, Wehrgehänge und Waffen des Vaters, des Gatten in den vorschriftsmäßigen sauberen Stand zu setzen bei Anlaß des Auszuges in die Herbstmanöver oder zur Inspektion. Hat in diesem Momente schon eine unter uns an diese 40 Millionen gedacht, die das schweizerische Wehrkleid jährlich kostet zur Aufrechterhaltung unserer sogenannten Neutralität, d. h. Landesunverletzlichkeit? Fürwahr, die Hälfte, 20 Millionen, wären



für die Parade- und sonstigen Militärzwecke gewiß noch eine respectable Summe. Klingt es nicht wie ein Hohn auf unser kostspieliges Militär, wenn je-weilen bei sanitarischen Untersuchungen der schweizerischen Rekruten ungefähr die Hälfte zurückgestellt und dienstuntauglich erklärt werden? Proletariemutter! Diese körperlich Zurückgebliebenen, sind es nicht in erster Linie deine Kinder, deine Söhne, die du infolge deines kümmerlichen Daseins nicht nähren konntest am natürlichen Lebensquell, an deiner Mutterbrust? Weißt du aber auch, woher die Hilfe für deine Kinder kommen wird und kommen muß? Von dir ganz allein, indem du dich aufriffst und hintrittst zu deinen Leidensschwwestern und vereint mit ihnen, wie deine Arbeitsbrüder, die Männer, kämpfen wirst um deine heiligen Menschenrechte, um den Schutz und die Achtung deiner Mütterlichkeit! Genossin, Arbeitschwester! Aus Liebe zu deinen Kindern, aus Ehrfurcht vor der Zukunft, die in deinem Schoße ihrer glückesfrohen Auferstehung entgegenreifen soll, werde zur opfertätigen Agitatorin!

Unsere glückbringende Zukunftarbeit.

Kinder sind der Frauen Segen. Sie adeln unser ganzes Wesen und verleihen ihm jenen mütterlichen Reiz, der seinen Zauber ausübt bis ins hohe Alter. Erst die Kinder geben dem Frauenleben tiefen Gehalt und inneren unvergänglichen Reichtum. Was wären wir ohne sie?

Aber selbst dieses natürliche Glück soll die Proletariemutter entbehren. Schon die Geburt ihres Erstlings bedeutet für sie eine Sorgenlast, bedeutet für sie Entbehrung und persönliche Opfer. Und je zahlreicher die Kinderchar, um so schmaler die Bissen, um so armseliger die Ruhestatt, um so elender ihr ganzes Erbdandesein! Was braucht ihr so viele Kinder? Wozu dieser Luxus? eifert das moralisierende Kapital. Reicht denn euer Verstand nicht weiter! Des Mannes Arbeitslohn ist doch im Grunde für seinen Unterhalt allein bestimmt; ob ledig, ob verheiratet, das ändert nichts an seiner Entlohnung.

Die Frau mag froh sein um die Arbeitsgelegenheit in der Fabrik, die — wenigstens vor dem Verhungern schützt. Ihr mögt allein zusehen, was aus euren verwahten Rängen wird! — —

Siehst du Proletariemutter! So betrügt man dich um dein Glück, um das Glück deines Lebens, um das Glück deiner Kinder! — —

Mögen die Reichen leben, arm an Kindern, aus Bequemlichkeit und eitler Selbstsucht! Ein Tor, der solch ein Leben neidet! Mögen die Reichen in lieblicher Ehe von Ueberfluß, von Pracht und Herrlichkeit umgeben sein — —; wir Proletariemütter, wir sind unseren Männern, den Arbeitern, zugetan in reiner Herzensneigung; wir lieben um der Liebe, um der Kinder willen! Doch Fluch dem Kapital, das unser Liebesglück in Trümmer schlägt! Fluch dem Golde, das unser Leben, unsere Arbeit knechtet!

Proletariemütter! Proletariemütter! Nicht länger wollen wir geduldig zuschauen, wie eine um die andere unter uns zusammenstinkt unter einer Arbeitslast, die der weibliche Organismus auf die Länge nicht zu tragen vermag. Nicht länger wollen wir zuschauen und uns in namenloses Leid versenken, wenn sich unseren gequälten, erschöpften Leibern schwächliche, blut- und freudlose Kinder entringen, geboren nur zu neuer Arbeitsqual. — —

Wir Frauen haben ein natürliches Anrecht auf Kinder; wir haben ein heiliges Anrecht auf gesunde lebenskräftige Kinder. Gesunde kräftige Kinder aber haben zur Voraussetzung gesunde kräftige Mütter. Diese Kraft, diese Gesundheit wollen wir Arbeiterinnen uns und unseren Kindern für die Zukunft erkämpfen! Ein hohes Ziel; wir werden es erreichen!

*

Mutter sein heißt, kleine Atemzüge hören und leichte Herzschläge, scharfäugig werden wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, schaffen mit allem Blut, das einem gegeben ist, über sich hinauswachsen in alle Fähigkeiten des Liebens und Handelns.

Ludwig Fink.

Ich suche meine Mutter.

Die ersten Jugendjahre.

Ich bin am 26. April 1876 im Wiener Findelhaufe geboren, das in der Verwaltung des Landes Niederösterreich steht. Bis zu meinem zehnten Lebensjahre war ich auf dem Lande in privater Pflege. Dann erfuhr ich zeitig genug, daß ich ein „eingezahltes“ Kind war. Meine Mutter war eine blasse junge Frau, ein Kind fast noch, wie mir die Einzige, die sie auf Minuten nur gesehen, oft erzählte. Ein blutjunges Geschöpf, 15 oder 16 Jahre alt, das von einer älteren Dame in der schweren Stunde umgeben war. Das soll ihre Mutter gewesen sein, meine Großmutter. Weibe trugen reiche Kleider und feine Wäsche und auch mich hüllten sie in feinstes Linnen. Ehe ich der fremden Frau, die mich forttrug, übergeben wurde, wand mir die blasse junge Frau noch ein Seidentüchlein um den Hals. Das war die einzige Sorgfalt, die einzige persönliche Liebesgabe, die ich von meiner Mutter empfangen habe. Was sie an Geld für mein weiteres Fortkommen hingab, weiß ich nicht. Darüber hat mir später, da ich nach meiner Mutter zu forschen begann, der Dorfklatsch so viel zugetragen, daß ich heute noch nicht klar sehen kann. Aber allzuviel mag es nicht gewesen sein, denn die, der zunächst das Geld zufiel, lebte nie im Ueberfluß und ist arm gestorben.

Das war die fremde Frau, die mich wegtrug. Vorerst freilich

wurde ich in den Verband der Christenheit aufgenommen. Ich wurde getauft und zwar, da ich wie zum Verlöbchen schwach war, notgetauft. Gleich in der Anstalt. Ich erhielt den Namen Otto Josef Dunfer. Dunfer, so hieß die fremde Frau die mich vom Bett des mütterlichen Kindes holte, ehe dieses mir noch einmal die Brust gereicht hatte. Fort, fort mit dem Balg!... Vielleicht hat sie Liebe empfunden mit dem schwarzköpfigen, schwarzäugigen Schreihals, vielleicht ist ihr der Abschied recht schwer geworden, vielleicht hat sie heiße Tränen geweint. — Niemand hat mir davon berichtet. Nur eines noch hat mir Frau Dunfer erzählt, daß sie, ehe sie mit mir aus dem Einzelzimmer des Zahlstods ging, ihren Namen und ihre Adresse auf ein Zettelchen aufschreiben mußte. Dieses nähte die Aeltere der blassen zarten Frau ins Kleid ein. Dabei sagte die Blasse — vielleicht nur um sich zu entschuldigen, daß sie die Frucht einer süßen Liebesstunde so leicht hingab — sie würde mich holen, wenn sie „ihn“ heirate. „Ihn“, meinen Vater. Leute, die auf Rassenmerkmale acht haben, meinen, er sei ein Jude gewesen. Meine Mutter war keine Jüdin, wenigstens ist mir davon nie etwas gesagt worden, so oft ich später auch trachtete, genaue Beschreibungen des Aussehens meiner Mutter zu bekommen. Uebrigens kann mein Vater auch ein Italiener gewesen sein, deren schwarzes Haar sich auch so natürlich ringelt wie meines, oder ein Südslave. Vielleicht war er ein fahrender Geselle, ein Sänger, der es der kleinen Prinzessin angetan hatte, vielleicht ein Student, der dem Bürgermädchen in stürmischer Begehr die Gewährung abrang... auch eine reiche Amerikanerin machte die Dorflegende aus meiner